

# „Wie kriegt man das Blut weg?“

Was vom Tode übrig bleibt, ist der Job von Antje Große-Entrup: Sie ist die erste Frau, die in Deutschland Tatortreinigerin wurde

## Können Sie sich noch an Ihren ersten Einsatz erinnern?

Ja, das kann ich, denn das war gleich etwas ziemlich Heftiges: Ein Mann hatte sich mit einer Schrotflinte in den Kopf geschossen.

## Fiel es Ihnen schwer, damit umzugehen?

Dazu hatte ich gar keine Gelegenheit. Ich hatte schließlich seine Frau im Rücken und wollte einfach meine Arbeit schnell und professionell erledigen. Wissen Sie, ich habe früher in einer Psychiatrie gearbeitet und auch selbst eine Menge erlebt. Ich kannte solche Situationen.

## Kann man sich daran gewöhnen, Orte zu reinigen, an denen Menschen gestorben sind?

Natürlich fangen wir mit neuen Mitarbeitern langsam an, nehmen sie erst mal mit an Einsatzorte, wo nur ein kleiner Leichenfleck zu entfernen ist, und arbeiten uns dann weiter. Aber ich bin überzeugt, dass man in diesen Beruf weder hineinwachsen kann noch mit der Zeit abhärtet. Es ist auch kein Job, der einen mit dem Tod versöhnt. Entweder man kann das oder man kann es nicht.

## Wie kamen Sie auf die Idee, Tatortreinigerin zu werden? Das ist ja nicht gerade ein klassischer Berufswunsch.

Das ist es nicht, im Gegenteil: Tatsächlich gab es das Berufsbild noch gar nicht, als ich damals meine Firma aufgebaut habe. Ich bin die erste professionelle Tatortreinigerin in Deutschland. Ein paar Jahre zuvor habe ich selbst nach jemandem gesucht, der diese Arbeit macht, und konnte niemanden finden. Da fing ich an, mich dafür zu interessieren, habe mit Forensikern gesprochen und herumexperimentiert, wie man am besten Blut aus Teppichen rauskriegt und solche Sachen. Zunächst aber nur nebenbei.



Antje Große-Entrup ist in der DDR aufgewachsen, lebte zeitweise als Model in London. 2002 gründete sie ihre Firma „Schendel Tatortreinigung“.

## Ich dachte lange, Behörden würden die Reinigung von Tatorten übernehmen. Im Krimi sieht man meist noch die Spurensicherung und danach ist der Tatort nicht mehr interessant.

Ja, das dachte ich anfangs auch. Früher haben in der Regel Angehörige das Putzen übernommen, manchmal Bestatter. Heute ist der Bereich komplett privatisiert. Es gibt kaum staatliche Regularien, obwohl ja oft Infektionsgefahr besteht. Tatortreiniger ist nicht einmal ein geschützter Beruf, das zieht auch viele Billiganbieter an, die nicht professionell arbeiten.

## Wie sollten Tatortreiniger denn arbeiten?

Diskretion ist das A und O. Wir haben oft Fälle mit politischem Hintergrund, waren etwa nach dem Amoklauf in Winnenden im Einsatz und sind in die Türkei gerufen worden, als dort zwei ermordete Deutsche gefunden wurden. Ansonsten lege ich viel Wert darauf, dass Tatortreiniger keine Preise am Telefon anbieten, sondern sich den Einsatzort vorher anschauen. Denn jeder Fall ist anders. Es gibt wenige Ausnahmen, etwa wenn es heißt, jemand hat sich die Pulsadern in der Badewanne aufgeschnitten, dann weiß ich, welcher Aufwand dahintersteckt. Aber Einsätze können auch mal drei Wochen dauern.

## Wie sieht es mit der Zahlungsbereitschaft Ihrer Kunden aus?

Schlecht. Unsere Arbeit wird oft kaum honoriert. Viele Leute denken, das ist ein ganz normaler Putzjob, und allgemein herrscht eine „Geiz ist geil“-Mentalität vor. Die erste Frage am Telefon ist in der Regel „Was kostet das?“. In den USA ist das anders, da verdienen Tatortreiniger sehr gut, unter 1000 Dollar fahren viele gar nicht raus. Aber sie haben eben auch einen ganz anderen Absatz, alleine wegen der vielen Waffendelikte.

## Haben Sie jeden Tag mit Mord und Totschlag zu tun?

Nein. Tatsächlich sind echte „Tatorte“ von Morden oder Selbstmorden eher selten. Mit Abstand am häufigsten reinigen wir Wohnungen, in denen Menschen gestorben sind, als sie alleine zu Hause waren und erst einige Tage oder Wochen später gefunden wurden. Hier geht der Bedarf deutlich nach oben. Es gibt eben immer weniger Drei-Generationen-Haushalte, vor allem in den Städten. Da fällt diese Überwachung durch die Familie weg, wie es sie früher gab. Ansonsten entrümpeln wir oft Messie-Wohnungen.

## Das klingt auch ziemlich traurig. Trösten Sie sich damit, dass Ihr Beruf wichtig ist?

Also, ich weiß gar nicht, ob er so wichtig ist. Jeder übernimmt in der Gesellschaft bestimmte Aufgaben. Würden morgen die Müllleute nicht arbeiten, würden wir im Müll versinken. Aber ich bin auf jeden Fall stolz auf das, was ich geschaffen habe. Und meine Arbeit macht mir ganz viel Spaß.

## Und was daran macht Ihnen Spaß?

Jeder Fall, den wir übernehmen, ist anders. Das macht die Arbeit abwechslungsreich. Es ist, als würde ich jeden Tag in einen neuen Job starten. Und man merkt, dass immer wieder Angehörige oder Vermieter wertschätzen, wie professionell wir unsere Arbeit machen. Wenn wir Messie-Wohnungen entrümpeln, unterstützen wir die Bewohner meist noch ein bis zwei Jahre lang dabei, die Ordnung zu bewahren. Da ist es schön zu sehen, wenn es den Menschen danach besser geht.

Interview: Alicia Lindhoff



„Entweder man kann das oder man kann es nicht.“



„Wir sehen das nicht so eng.“

CHRISTOPH HÖRCKHEILER

# Der Ausputzer

Beim Marathon sammelt der Besenwagenfahrer die Bummler ein

Von Oliver Teutsch

Besonders beliebt ist Josef Kiesl wohl nicht in seinem Ehrenamt. Einmal im Jahr, wenn es draußen herblich wird, steigt der 58-Jährige ins Auto und fährt im Schrittempo durch Frankfurt. Offiziell sitzt er im Führungsfahrzeug der Schlusskolonne beim Frankfurt-Marathon, inoffiziell ist er Besenwagenfahrer. Wenn die langsamen Läufer drohen, das Zeitlimit zu überschreiten, weist sie Kiesl höflich darauf hin und nimmt sie aus dem Rennen, falls die Läufer sich nicht sputen. „Ich weiß, wie die Leute sich dabei fühlen müssen, ich bin ja selbst Marathon gelaufen.“ 2004 und 2005 hat er am Frankfurt-Marathon teilgenommen. Beide Male kam er in einer Zeit knapp unter fünf Stunden durch. Dann bekam er Knieprobleme. 2008 wechselte er ins Fahrerlager. Große Kenntnisse musste er für sein Ehrenamt als Besenwagenfahrer nicht mitbringen. „Das war learning by doing“, sagt Kiesl. Ein „Fulltimejob“ am Veranstaltungstag. Kurz nach acht Uhr morgens übernimmt er sein Fahrzeug. Nach einigen Absprachen reißt er sich um 10.30 Uhr in der Aufstellung nahe der Startlinie ein, gleich hinter den Läufern, direkt vor der Reinigungskolonnen.

Reinigen gehört allerdings nicht zum Job eines Besenwagenfahrers, auch wenn es die Bezeichnung nahelegt. Der Begriff kommt aus dem Französischen (voiture-balai) und wurde erstmals 1910 bei der Tour de France verwendet. Der Besenwagen der berühmten Radrundfahrt hatte in den ersten Jahren tatsächlich noch einen Besen am Fahrzeugheck montiert. In der heutigen Zeit steigt aber kein aufgebender Radrennfahrer mehr in einen Besenwagen, sondern in eines der eigenen Teamfahrzeuge ein.

Wer bei der Tour de France aufgibt, muss die Startnummer abgeben. Beim

Frankfurt-Marathon dürfen die Aussteiger ihre Startnummer behalten. „Wir sehen das nicht so eng“, sagt Kiesl. Zudem gelten die Startnummern ja auch als kostenloses Ticket im Nahverkehr. Es muss auch niemand in das Fahrzeug einsteigen, nur von der Strecke muss der Läufer, damit die Straße wieder für den normalen Verkehr freigegeben werden kann. Vom eigentlichen Rennen bekommt Kiesl nie etwas mit. Die Spitze des Läuferfeldes mit den internationalen Stars aus Ostafrika ist weit weg. Kiesl zockelt im Schrittempo hinter den Läufern her, die ihr eigenes Rennen bestreiten und gegen ihre Erschöpfung ankämpfen. Er hält respektvollen Abstand

und nähert sich nur, wenn es zeitlich eng wird. „Die Läufer drehen sich dann um, wenn hinter ihnen ein Auto kommt.“ Die Reaktionen sind unterschiedlich. Einige wundern sich zunächst, dass es ein Zeitlimit gibt. Das liegt bei sechs Stunden für die 42,195 Kilometer. Kiesl findet das „okay, wenn es überhaupt noch etwas mit Sport zu tun haben soll“. Manch einem sieht er auch sofort an, dass er nicht durchkommen wird. Im vergangenen Jahr hat er eine Frau bereits bei Kilometer elf rausnehmen müssen. „Sie hatte die Teilnahme geschenkt bekommen und nicht dafür trainiert.“ Die Dame war dann auch glücklich, ins Auto einsteigen zu dürfen und eine Rettungsdecke und eine Banane zu bekommen. Andere sind weniger dankbar. „Eine Läuferin hat mir ganz zornig gegen die Autotür getreten.“

Einen, den man meist am Ende des Feldes findet, ist Horst Jendrasch. Er ist über 80 und hat noch großen Ehrgeiz. Zu Kiesl ins Auto zu steigen, kommt für ihn nicht infrage. Er will unbedingt ins Ziel kommen und den Einlauf in der Festhalle genießen. Eine Medaille am Schluss gibt es aber nur für ehrliche Finisher, die im Zeitlimit bleiben. Wer es überschreitet und trotzdem weitermacht, hat nicht mehr viel zu erwarten. „Es haben sich schon Läufer beschwert, weil es keine Verpflegungsstände und keine Beschilderung mehr gab.“ Denn die wird direkt hinter Kiesl und der Reinigungskolonnen abgebaut. „Da kann man nicht mal mehr dem Dreck hinterherlaufen.“

Auch in diesem Herbst wird Kiesl wieder den Besenwagen besteigen. „Einmal im Jahr kann man ja mal was für die Allgemeinheit tun.“ Außerdem macht ihm das sogar ein bisschen Spaß. „Nur das Auto tut mir immer ein bisschen leid, weil es nie aus dem ersten Gang rauskommt.“



FR-Redakteur Oliver Teutsch musste noch nie einen Besenwagen besteigen. Er hält immer durch